

Mundart und Kirche

Autor(en): **Rickenmann, Agnell**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART UND KIRCHE

Agnell Rickenmann

Die Kirche hat zu allen Zeiten eine Botschaft zu verkünden, die Menschen in ihrem Sein, ihrem Selbstverständnis, ihrem Glauben und der Lebensführung, schlicht in ihrem Herzen treffen soll. Dass die Sprache dazu das grundlegende «Vehikel» ist, daran wird wohl kaum jemand zweifeln – auch wenn die non-verbale Botschaft eines Predigers oder eines gelebten Beispiels nicht zu vernachlässigen ist. Doch Sprache, Wort und Verständnis spielen in jeder christlichen Konfession, ja in jeder Religion eine tragende Rolle.

Schon früh in der Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion haben sich die Verkündiger des Glaubens Gedanken gemacht über die Rolle des Wortes und die Art, wie mit «Worten» oder «Wörtern» die Botschaft Gottes zu verkündigen sei! So stellten sich die Kirchenväter beispielsweise die Frage, ob es denn legitim sei, die gute Nachricht des Fischers aus dem Heiligen Land mit allen rhetorischen Feinheiten der antiken Rhetorikkunst an den Mann, bzw. an die Frau zu bringen, oder ob es nicht besser wäre, wenn man möglichst einfach, also im verständlichen Stil des Fischers selbst zu reden habe?

Wer sich heute mit der Frage «Mundart» in den kirchlichen Liturgien oder in den Texten der Kirche beschäftigt, wird nicht ganz daran vorbei kommen, sich in ähnlicher Weise Fragen zu stellen, welches denn die Rolle von in einem Schweizer Dialekt gesprochenen Predigten sein kann, sei dies z.B. in Berndeutsch, in «patois gruyérien», in einem der Tessiner Dialekte oder etwa in Surmiran? Schon mit dieser Aufstellung von Dialekten sind verschiedene Dinge festzustellen: Zum Einen die Verschiedenheit der Dialekte und ihrer sprachlichen Wurzeln auf einem kleinen Gebiet, wie es die Schweiz ist, und zum Andern, die verschiedene Stellung, die der jeweilige «Dialekt» in einem Gebiet hat. Letzteres aktuell und gesamthaft zu vertiefen, würde hier zu weit führen und wäre die Aufgabe des Sprachforschers.

Es ist aber auch im kleinen Rahmen dieses Beitrages interessant, kurz zu betrachten, was denn an dialektalem Selbstverständnis in den Kirchen der Schweiz zu finden ist.

Normalerweise werden traditionelle kirchliche Dokumente (ob reformiert oder katholisch) in einer der vier Amtssprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch

oder Rätoromanisch) verfasst, so dass sie möglichst allgemein verständlich sind. Betrachtet man aber weiter die grundlegenden Schriften (*Bibel*, liturgische Bücher, Lektionare, Missale etc.), so zeigt sich doch eine beeindruckende Vielfalt, die nur dann überrascht, wenn man das dahinter stehende Anliegen, möglichst nahe bei den Leuten zu sein, nicht ernst nimmt. Als kleine Muster dieser Vielfalt seien auswahlweise die Berndeutsche Übersetzung des Alten und Neuen Testaments (*Ds Nöie Teschtamänt bärndütsch*, von H. und R. Bietenhard), die Psalmen auf Luzerndeutsch (*Grymeti Psalme uff Luzärn-Düütsch*, von G. Staffelbach) oder verschiedene liturgische (Mess-) Texte der katholischen Kirche, die in einzelnen rätoromanischen Dialekten erhältlich sind, genannt.

Interessant ist es nun auch, daran zu erinnern, dass nur schon die beispielsweise genannten Texte einen ganz unterschiedlichen Grad an «Autorität» oder «offizieller» Gebräuchlichkeit haben: Während die Psalmen von G. Staffelbach kaum irgendwo einen offiziellen Niederschlag gefunden haben, so habe ich beispielsweise in Gottesdiensten bei reformierten Kollegen, die obengenannte (übrigens sehr beachtenswerte) Übersetzung als offiziell benützten Lesungstext gehört. Noch weiter in der Autorität der Gebräuchlichkeit stehen die offiziellen liturgischen Texte in den verschiedenen rätoromanischen Dialekten, die regelmässig (und offiziell) in katholischen Gottesdiensten benutzt werden. Diese Beispiele sind wohlverstanden nur exemplarisch angeführt, um auch den verschiedenen Umgang mit solchen Dokumenten und den ganz unterschiedlichen Offizialitätsgrad derselben zu dokumentieren. Ein einfacher Schluss lässt sich meines Erachtens daraus ziehen: Ganz ähnlich wie hochdeutsche Texte haben auch kirchliche Dialekttexte ein ganz unterschiedliches Schicksal, einen unterschiedlichen Bekanntheitsgrad und eine unterschiedliche Autorität. Dies ist wohl noch relativ schnell einsichtig und einfach nachzuziehen. Wie sieht es aber mit dem gesprochenen Wort aus?

In den Gebieten der schweizerdeutschen Dialekte sind schweizerdeutsche Predigten hüben und drüben – also konfessionsübergreifend – üblich. Der deutschsprachige Prediger (oder die Predigerin) wird sich aber gut überlegen in welchem Zusammenhang sie oder er eine Predigt auf Schweizerdeutsch halten wird. Wohl kaum jemand wird an einem Festgottesdienst zur Eröffnung des Studienjahres, am Dies academicus auf Schweizerdeutsch predigen. Hingegen werden Familien- und Kindergottesdienste wohl kaum rein auf Hochdeutsch gefeiert, es sei denn der multikulturelle Rahmen unserer Stadtbevölkerung verlange dies. Doch auch in der scheinbar abgelegensten Bergkapelle der Innerschweiz kann es dem Prediger passieren, dass er auf seine in Dialekt

gehaltene Predigt angesprochen wird. Sich im Kreis der einheimischen Bergbevölkerung wählend, predigt der Einsiedler Pater auf einer Schwyzer Alp für die Sennen und ihre Familien im schönsten Schweizerdeutsch; doch nach einigen Sätzen wird er von einer aufmerksamen Kirchgängerin im «höchsten» Hochdeutsch unterbrochen: «Pater, bitte predigen Sie doch auf Hochdeutsch, damit auch ich etwas verstehe». Die Touristin aus deutschen Landen gab sich erst zufrieden als sich der arme Pater eines «höheren» Deutsches befleissigte. Sicher ist diese Episode mit Humor zu lesen, doch sie verrät auch etwas von unseren globalisierten Lebensumständen. Dazu später noch mehr.

Auf meine Anfrage unter Tessiner Studenten, welche die kirchliche Praxis gut kennen, wie es denn mit dem Tessiner-Dialekt in der Messe sei, erntete ich ein mitleidiges Lächeln: Es würde wohl eher witzig als ernsthaft aufgefasst, meinten meine Gesprächspartner, wenn etwa die festen Gebete der Messe im Dialekt gesprochen würden; nein, dies sei wohl eher eine merkwürdige Idee. Auf mein hartnäckiges Insistieren, ob denn die Pfarrer für Familien und besonders für die Kinder nicht im Dialekt predigen würden, bekam ich eine aufschlussreiche Antwort: Eher würden die Pfarrer für Kinder in einer Fremdsprache sprechen (wohl Englisch) als im Dialekt. Auf meine überraschte Reaktion hin tröstete mich einer der Gesprächspartner folgendermassen: Er habe schon gehört, dass vereinzelt hie und da ältere Priester (wohl irgendwo zuhinterst in einem Tal) noch in Dialekt predigen würden. Nun, meine eigene (jahrelange) Erfahrung hat mir gezeigt, dass in der Liturgie im Tessin kaum der Dialekt gepflegt wird, vielleicht auch wegen der vielen Touristen, die schon oft mit der italienischen Hochsprache ihre Mühe haben.

Über die französischsprachige kirchliche Region wage ich es, ein ähnliches Urteil zu fällen wie es mir bei den Tessinern entgegengekommen ist: Selber in einer französischsprachigen Freiburger Pfarrei des Broye-Tales predigend, habe ich bei meinen Kollegen ausser einigen dialektal gefärbten Ausdrücken noch nie etwas anderes gehört als ein mehr oder weniger lokal geprägtes Französisch, das aber nie den Ausdruck «Dialekt» verdient, wenigstens nicht in der Kirche. Auch gelegentliche Ausflüge ins benachbarte Greyerzer Land, das sich wohl des ausgeprägtesten Dialektes der Romandie rühmen darf, der aber offensichtlich immer weiter zurück in die hintersten Alpen des Tales gedrängt wird, haben kaum aufschlussreiche Erkenntnisse für den Gebrauch des Dialektes in der Liturgie gebracht, im Gegenteil! Die Teilnahme an einer Vesper in der Pfarrkirche Greyerz zeigte einmal mehr die Schönheit der frankophonen Liturgie und die Vorliebe meiner Kollegen für eine gepflegte, klassische und französische Liturgie. Es mag sein, dass einheimische Priester in

den Dörfern der Bergtäler des Valais romand, etwa in Savièse oder Évòlène, sich dialektaler Formen bedienen – wobei viele jüngere Priester den Dialekt gar nicht mehr sprechen –, doch wird diese Situation kaum bedeutender sein als jene im Tessin. Von meinen reformierten Kollegen und Kolleginnen der Romandie habe ich bis jetzt nie etwas anderes wahrgenommen als dass ihr Französisch, wenn auch mit einigen Konzessionen an die Aussprache (etwa in Moudon), nicht viel anders ist, als jenes der Bürger irgendwelcher Stadt in Zentralfrankreich.

Eine andere Rolle spielen die Dialekte in der Liturgie rätoromanischer Sprachgebiete: Auch wenn hier oft zweisprachig (meistens Deutsch-Romanisch) operiert wird – auch wegen den Touristen oder weil der Priester aus dem Unterland kommt –, so werden bisweilen doch ganze Liturgien (Messen) auf Romanisch gefeiert. Dasselbe gilt noch vermehrt für die reformierten Gottesdienste in den romanischen Gebieten. Doch auch hier zeigen sich Auflösungstendenzen: Unter der jüngeren Generation kann es sich niemand leisten, neben Romanisch nicht auch Deutsch oder Italienisch zu können (so etwa im Münstertal). Erschwerend kommt in dieser eigenen Sprachwelt nun noch die dialektale Vielfalt dazu: Auf geographisch engstem Gebiet ist es ein Wechsel z.B. von Sursilvan über Surmiran in den ladinischen Dialekt. Wie weit das Rumantsch Grischun hier als Kunstsprache Abhilfe schafft, sei dahin gestellt, doch zumindest liturgisch scheint es nicht auf Gegenliebe gestossen zu sein, weil es als nicht gesprochene Sprache auch nicht dem Kriterium der Nähe zum Volk entspricht.

Dieser kurze und wohl nur oberflächliche Gang durch die gesprochene Realität hat dennoch noch einmal die grosse Unterschiedlichkeit der Rolle der Dialekte in den einzelnen Sprachregionen auch im kirchlichen gesprochenen Gebrauch deutlich werden lassen. Es scheint dabei fast so, dass das schweizerdeutsche Sprachgebiet am resistantesten gegen eine «Verhochsprachlichung» ist und zwar auch aus kirchlicher Sicht. Es ist nun aber abschliessend sinnvoll, sich aufgrund der gemachten Beobachtungen zwei Fragen zu stellen: Welche globalen Kriterien wirken von aussen auf die verschiedenen Dialektlandschaften ein? Wie treten die identitätsstiftenden und zugleich ausschliessenden Rahmenprinzipien der Dialekte in unserer Gesellschaft auf?

Globalisierung als vereinheitlichendes Phänomen, als Kultur der Gemeinsamkeit, in der die Welt zum «global village» wird, erfreut sich gerade heute einer epischen Besingung. Doch auch Globalisierung ist auf Sprache(n) angewiesen – man beachte das «n» in Klammer. In gewissem Sinne darf man durch-

aus stolz behaupten, dass die katholische Kirche eigentlich noch vor der Erfindung des «world wide web» (www) ein weltweites Netz gebildet hatte, das sich in der gemeinsamen (aus der Antike ererbten) lateinischen (Amts-)Sprache versteht. So werden auch heute die internationalen Bischofssynoden in lateinischer Amtssprache geleitet. Die katholische Kirche wird wohl wenigstens von der Idee der gemeinsamen Sprache her kaum Mühe mit dem «www» haben. Sicher ist nun wohl, dass die «www»-Sprache heute zuerst die Englische ist. Dieser Druck macht sich auch in den internationalen Theologischen Hochschulen bemerkbar, wenn etwa die theologische Fakultät der Dominikaner in Rom ein komplettes Studium der Theologie in Italien auf Englisch anbietet.

Soweit sind wir in unseren Schweizer Kirchen noch nicht – glücklicherweise. Doch der Druck, der sich auf das sprachliche Selbstverständnis unserer Bevölkerung legt ist nicht zu übersehen. Auf diesem Hintergrund verstehe ich auch die oben angeführten Beispiele des Verschwindens des Dialektes aus den Gottesdiensten der französischen und italienischen Schweiz und die Bemerkung der Tessiner Studenten, dass Kindern wohl eher in anderen Sprachen gepredigt würde (eben Englisch) als im Dialekt. Mundart ist damit aus dem öffentlichen Raum verschwunden und wird als rückständig, altmodisch und für die Entwicklung hinderlich verstanden. Es ist interessant zu bemerken, dass die Kirche sich nicht dagegen wehrt, denn sie hat in ihrem reichen Schatz der Erfahrung schon viele Sprachen und Kulturen durchlebt, von denen heute nichts mehr vorhanden ist (z.B. etwa die gotische Übersetzung der *Wulfila-Bibel*).

In der Deutschschweiz sieht sie Situation anders aus: Trotz dem Druck des globalisierten Weltdorfes, behauptet sich auch in der Kirche das Schweizerdeutsch, etwa in dem Rahmen, den es auch im vergangenen Jahrhundert kannte. Doch auch hier ist etwas festzustellen: Ein lebendiger Dialekt fordert seinen Preis. Wenn im vergangenen Jahrhundert bei vielen Rednern und Rednerinnen der Herkunftskanton, manchmal sogar der Kantonsteil oder gar das Dorf anhand des Dialektes zweifelsfrei festgestellt werden konnte, so wird dies heute immer schwieriger, da mit der «innereidgenössischen Globalisierung» – wegen dem etwa beruflich bedingten häufigeren Wohnortswechsel – die Dialekte eine Verflachung erleben. Auch der Autor dieses Beitrages ist ein gutes Beispiel dieses Prozesses, dessen Resultat man humorvoll «Oltener-Bahnhof-Dialekt» nennen könnte: Ursprünglich von den Eltern im Ostschweizer-Dia-

lekt phonetisiert, bin ich in der Primarschule in Solothurn mit einer anderen Sensibilität konfrontiert worden; meine Gymnasiumszeit in Einsiedeln erhöhte die Vielfalt an Dialekterfahrung, der sich nach dem Studium im Ausland ein Aufenthalt in Bern anschloss; schliesslich eröffneten sich mir als Pfarrer in Risch mit dem Zuger Innerschweizerdialekt weitere dialektale Horizonte. Zurzeit erfreue ich mich am kräftigen Freiburger-Sensler-Dialekt meiner deutschsprachigen Mitarbeiter. Dies dürfte wohl ein typisches Beispiel einer zeitgenössischen Deutschschweizer Spezies von Akademiker sein. Die genannte Verflachung hat je nach Ansicht Vor- und Nachteile: Wohl werden die Schweizerinnen und Schweizer von morgen ihre Identität weniger am Dialekt festmachen als bisher, sondern sich zuerst als «Schweizer» verstehen. Das hat insofern Konsequenzen, als sich der schweizerdeutsche Dialekt wohl eher noch mehr etablieren wird. Anzeichen dafür sind etwa die englischen Lehnworte, die von der Lebendigkeit des gesprochenen Dialektes zeugen – wohl verstanden, des «gesprochenen», wie etwa «fuudä» (für essen) oder «snööbä» (für Snowboardfahren).

Damit muss aber auch noch ein anderer Aspekt des Dialektes angesprochen werden, den Kollegen aus der Romandie und der italienischen Schweiz bei sogenannten «gesamt-schweizerischen» Sitzungen immer wieder schmerzhaft erfahren: Dialekt kann auch ausschliessen, durch Nicht-Verstehen und Nicht-Mitreden-Können. Dialekt kann verhindern, dass unsere Mitbürger der lateinischsprachigen Teile motiviert sind, wirklich Deutsch zu lernen. Es war unter anderem diese Einsicht, welche die Deutschschweizer Medien davor bewahrte, alle Sendungen ausschliesslich auf Schweizerdeutsch zu bringen. Auch die deutschsprachigen Parlamentarierinnen und Parlamentarier befleissigen sich deswegen in den beiden Kammern unserer Landesregierung der Hochsprache. Aus demselben Grund werden die Deutschschweizer Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz in ihren ordentlichen Versammlungen bei Voten während den Sitzungen nie Schweizerdeutsch sprechen. Umgekehrt kann aber auch die Globalisierung eine Falle für die Motivation sein, die Sprache des Andern zu lernen. Das «Frühenglisch» in Deutschschweizer Schulklassen hinterlässt zumindest einen etwas schalen Geschmack, wenn man an die sprachliche Kohäsion unseres Landes für künftige Generationen denkt!

In den Gottesdiensten wird der Pfarrer jedenfalls darauf achten müssen, dass durch den Gebrauch des Dialektes niemand am Verstehen gehindert wird: Dies wäre genau das Gegenteil vom Beabsichtigten.

Vielleicht waren unsere Dialekte einst Wunderwaffen für eine Geheim-Verständigung, da sie Auswärtige nicht verstehen konnten. In gewissem Sinne werden sie es bleiben, aber dieser Ausschluss eines Menschen kann auch gefährlich sein. Vielleicht wird es in einer Generation gang und gäbe sein, dass zwei Schweizer aus verschiedenen Sprachregionen zusammen nicht mehr Italienisch, Französisch und / oder Deutsch sprechen, sondern Englisch. Da ist es doch – etwas Ironie sei erlaubt – schon sehr tröstlich zu wissen, dass die katholische Kirche dann wenigstens auf ihr lateinisches Erbe zurückgreifen kann.

